

Die Verteidigung des Kindes

Vor 100 Jahren eröffnete Maria Montessori in Rom ihre erste Casa dei Bambini. Ein Porträt der legendären Ärztin und Pädagogin. Von Doris Maurer

Am 6. Januar 1907 gibt es im römischen Stadtteil San Lorenzo ein kleines Fest: Die erste Casa dei Bambini, das erste Haus der Kinder, wird eröffnet. Es ist etwas ganz Besonderes für San Lorenzo. Denn das Viertel gilt als Kiez, ein übel beleumundetes Quartier. Die Wohnverhältnisse sind erbärmlich, die Kriminalitätsrate liegt hoch, Prostitution gibt es auch – ein »sozialer Brennpunkt«, wie man heute sagt.

Um diesem Elend ein Ende zu machen, hat eine Gruppe philanthropischer Bauunternehmer etliche der heruntergekommenen Häuser aufgekauft und sanieren lassen. Die neuen Wohnungen werden nur an Ehepaare vergeben, bei denen beide Partner auf honette Weise ihr Geld verdienen. Für die Betreuung der Kinder, die noch nicht zur Schule gehen, soll auch gesorgt sein. Es wird beschlossen, mehrere Horte für jeweils etwa vierzig Kinder einzurichten; jetzt ist der erste fertig.

Pädagogisch ausgebildete Leiterinnen stehen für diese Tagesstätten allerdings nicht zur Verfügung. Da kommen die Damen und Herren Philanthropen auf die Idee, für die Oberaufsicht eine Ärztin zu engagieren, die Erfahrung hat im Umgang mit Kindern, nicht zuletzt mit behinderten Kindern, und die sich in Rom bereits einer gewissen Berühmtheit erfreut: Maria Montessori.

Sie nimmt die Aufgabe an, kümmert sich um die Einrichtung der Häuser – und stellt Bedingungen für die Aufnahme der Zöglinge: Zugelassen werden nur Kinder, die gewaschen sind und saubere Kleidung tragen; die Eltern sind verpflichtet, der Erzieherin Respekt zu erweisen und sich einmal wöchentlich mit ihr zusammzusetzen, um über die familiäre Situation und die Entwicklung der Sprösslinge zu reden.

Was so unscheinbar begann an jenem Dreikönigstag vor 100 Jahren, sollte der Beginn der weltweiten Montessori-Bewegung werden. Denn die Casa dei Bambini von San Lorenzo in Rom war zugleich das erste Labor der Montessori-Pädagogik, die bis heute ihre Anhänger und ihre Gegner hat.

Im Mittelpunkt dieses Konzepts – wie es für die Zeit der Jahrhundertwende in Europa mit ihrer vielfältigen Lebensreformbewegung nicht untypisch war – steht das »befreite Kind«. Maria Montessori war der Überzeugung, dass Erwachsene viel zu häufig und viel zu schnell in den natürlichen Entwicklungsgang eingriffen, dass jedes Kind seine Erfahrungen allein machen müsse. Außerdem glaubte sie, dass die nur für Erwachsene eingerichtete Welt die Kleinen überfordere und dadurch entmutige.

Das begann für sie schon mit den Möbeln. Ein Kind, das gezwungen ist, auf einem normalen Stuhl zu sitzen, kommt mit den Füßen nicht auf den Boden, es verliert an Halt. »Nehmen wir an, wir befänden uns unter einem Volk von Giganten mit sehr langen Beinen, mit einem riesigen Körper [] Wir wollen ihre Häuser betreten: Die Treppenstufen reichen uns bis zum Knie, trotzdem versuchen wir, sie zu erklimmen. Wir wollen uns setzen, doch der Sitz geht uns fast bis zur Schulter. Mit Mühe erklettern wir den Stuhl, und endlich gelingt es uns, darauf Platz zu nehmen. [] Wenn wir wüssten, dass diese Giganten uns erwartet haben, dann

müssten wir sagen: Sie haben nichts zu unserem Empfang getan und nichts, um uns ein angenehmes Leben zu bereiten.«

Selbstverständlich gibt es in allen Montessori-Häusern nur kindgerechte Möbel, auch Türklinen sind auf »Kinderhöhe«, die Kücheneinrichtung, die Schränke problemlos zu erreichen. So sollen die kleinen Menschen Alltagstechniken erlernen können, ohne überfordert zu werden.

Doch Montessori propagierte keine »Kuschelpädagogik«. Sie forderte von den Kindern, Aufgaben zu erledigen, Disziplin zu zeigen und sich zu konzentrieren. Dazu entwarf sie eigenes Spielzeug und Lernmittel, das berühmte »Montessori-Material«, wie etwa einen Steckzylinder oder Knüpfrahmen. Die Erzieherin durfte so wenig wie möglich eingreifen, steuern, helfen. Das Kind sollte sich freiwillig mit dem Material beschäftigen.

Oft wird erzählt, wie entzückt Montessori einst ein Mädchen beobachtete, das mehr als vierzigmal versuchte, die unterschiedlich hohen, unterschiedlich dicken Zylinder in die jeweils richtigen Öffnungen zu stecken. Die kleine Konstrukteurin war so vertieft in ihr Tun, dass auch das gemeinsame Singen der anderen Kinder sie nicht ablenken konnte – bis sie ihre selbst gestellte Aufgabe erfüllt hatte. Das Montessori-Material findet sich heute auch in Einrichtungen, die sich nicht strikt ihrer Pädagogik verpflichtet fühlen. Ja, manchmal wird der Name Montessori allein noch mit diesem Spielmaterial in Zusammenhang gebracht.

Wer aber war diese einzigartige Pädagogin? Was weiß man über diese Frau, die schon zu Lebzeiten eine Institution geworden ist, angebetet von ihren Jüngerinnen, aber auch heftig angefeindet? Eine widersprüchliche Persönlichkeit, so erschien sie bereits vielen Zeitgenossen, von den einen als gütig-mütterlich gepriesen, von den anderen als unerträglich autoritär abgelehnt. Eine Frau, die sich vorbehaltlos für das Wohl der Kinder einsetzte, aber ihren eigenen unehelichen Sohn zu Pflegeeltern gab und ihn jahrelang verleugnete; eine Frau, die Bescheidenheit predigte, aber bei ihren Vortragsreisen auf Luxushotels und Chauffeurdiensten bestand.

Am 31. August 1870 ist sie als Kind einer Gutsbesitzerstochter und eines Finanzbeamten in Chiaravalle bei Ancona auf die Welt gekommen. Der Vater gilt als sehr konservativ, die Mutter als liberal und aufgeschlossen; sie ist es, die ihre Tochter später in allen Berufsplänen unterstützt.

Nachts seziert sie Leichen in der Anatomie

Als Kind fällt Maria Montessori nicht weiter auf: ein braves Mädchen, das gelobt wird für sein Betragen und seine hübschen Handarbeiten. Sie hat sich wohl oft gelangweilt und später das ewige Auswendiglernen und den Frontalunterricht beklagt. Eine ihrer Lehrerinnen traktiert die Kinder mit den Biografien berühmter Frauen – auch die müssen auswendig gelernt werden. Maria murrte. Auf die Frage der Erzieherin, ob sie denn nicht auch berühmt werden wolle, soll sie geantwortet haben: »O nein! ... ich werde es nie werden«, denn sie habe »die Kinder der Zukunft lieb« und wolle nicht, dass diese dereinst mit dem Auswendiglernen ihrer Biografie gequält würden.

Bald zeigt sich Montessoris Begabung für die Naturwissenschaften; Mathematik fasziniert sie. Sie wählt eine technische Oberschule – recht ungewöhnlich für ein Mädchen ihrer Zeit.

Während ihr Vater noch hofft, sie werde Lehrerin und später eine gute Hausfrau und Mutter, entschließt sie sich am Ende ihrer Schulzeit, Medizin zu studieren. Es gibt in ganz Italien keine einzige Frau in diesem Fach. Unklar bleibt, wie sie es geschafft hat, den Studienplatz überhaupt zu erhalten. Einige Biografen berichten, sie sei zum Unterrichtsminister gegangen, andere behaupten sogar, der Heilige Vater persönlich habe sich für sie eingesetzt.

Die folgenden Jahre werden hart. Sie hat die Anfeindungen der Kommilitonen zu ertragen, die Ablehnung durch Professoren, die zum Teil darauf bestehen, dass sie den Hörsaal nur als Letzte betritt. Sie soll ungesehen bleiben.

Vor allem aber: Sie darf nicht gemeinsam mit den männlichen Kommilitonen sezieren. Sie ist gezwungen, abends allein die Anatomie aufzusuchen – begleitet nur von einem Wärter, den sie dafür bezahlt haben soll, dass er dabeibleibt und raucht, damit sie den Leichengeruch besser erträgt. Die einsamen Stunden in der Anatomie bringen sie fast dazu, das Studium aufzugeben. »Mein Gott«, schreibt sie einer Freundin, »was hab' ich getan, um so leiden zu müssen? Warum bin ich hier allein inmitten all dieses Todes?« Doch gleich ermutigt sie sich selbst: »Komm, nimm dich zusammen, das sind nur Gefühle, Empfindungen muss man überwinden.«

Als sie eines Nachts völlig verzweifelt aus dem Institut in einen Park läuft, soll sie einer Bettlerin mit einem Kind begegnet sein. Sie hat später erzählt, der Anblick des versunken spielenden kleinen Kindes habe ihr die Kraft gegeben, nicht aufzugeben und ihr Studium zu Ende zu bringen.

Und sie schafft es. Sie ist sogar eine sehr erfolgreiche Studentin, gewinnt etliche Preise. 1896 wird sie promoviert, die erste Doktorin der Medizin im italienischen Königreich – ein Ereignis, von dem die Zeitungen berichten.

26 Jahre ist sie jetzt und tritt eine Stelle als Assistenzärztin im psychiatrischen Krankenhaus von Rom an. Im selben Jahr 1896 wird sie als Delegierte zum internationalen Frauenkongress nach Berlin eingeladen, drei Jahre später nach London, wo Königin Victoria sie empfängt.

Inzwischen hat Maria Montessori, neben ihrer Arbeit im Krankenhaus, auch noch eine Privatpraxis eröffnet. Hier kümmert sie sich besonders um Arme und um kranke Kinder.

In der Psychiatrie, in der katastrophale Zustände herrschen – Kinder sind mit Erwachsenen zusammengepfercht –, bemüht sie sich, Patienten zu entdecken, die noch gefördert werden können. Es gelingt ihr, einigen bereits als »schwachsinnig« abbeschriebenen Kindern Lesen und Schreiben beizubringen und sie auf öffentliche Schulen zu schicken, wo sie oft erstaunlich gut abschneiden. Dabei kommentiert sie selbst diesen Erfolg eher sarkastisch mit einem Seitenhieb auf Italiens Schulsystem: »Während alle die Fortschritte meiner Idioten bewunderten, machte ich mir Gedanken über die Gründe, aus denen glückliche und gesunde Kinder in den gewöhnlichen Schulen auf so niedrigem Niveau gehalten wurden, dass sie bei Intelligenz-Prüfungen von jenen unglücklichen Schülern eingeholt wurden.«

Mit unglaublicher Energie hat sich Montessori in ihre vielfältige Arbeit gestürzt. 1898 allerdings muss sie pausieren. Sie erwartet ein Kind – der Vater ist einer ihrer Kollegen –, und das muss verheimlicht werden, denn ihre Karriere wäre ruiniert. Ihre Mutter überredet sie, die Schwangerschaft zu verbergen und den Sohn Mario zu Pflegeeltern aufs Land zu geben. Dass der Vater des Kindes bald darauf eine andere Frau heiratet, hat Maria Montessori nie verwunden. Erst 1912 nimmt sie ihren Sohn zu sich, den sie aber über lange Jahre als Neffen oder Adoptivsohn ausgibt, was an seiner Liebe zu ihr nichts ändert. Er wird ihr stets zur Seite stehen, ihr Beschützer werden – und ein Propagandist der Montessori-Bewegung.

Immer deutlicher erkennt sie, wie wichtig die Erziehung für das Wohl der Gesellschaft ist. Sie gründet ein heilpädagogisches Institut, das sich um die Förderung behinderter Kinder bemüht. Hier entwickelt sie auch erstmals ihr späterhin so berühmtes didaktisches »Material«. 1902 bezieht sie, mit 32 Jahren, noch einmal die Universität, um sich philosophischen und anthropologischen Studien zu widmen; wenig später übernimmt sie einen Lehrauftrag an einem Lehrerinneninstitut in Rom. Nach der Eröffnung der Casa dei Bambini von San Lorenzo beginnt sie, ihre pädagogischen Vorstellungen in Vorlesungen und Veröffentlichungen (*Il metodo della pedagogia scientifica*, 1909) zu verbreiten – und in Ausbildungskursen. Diese Kurse dauern immer vier Monate und werden ausschließlich von ihr persönlich geleitet. Bald gibt es auch in der Schweiz, in England, Argentinien, Frankreich und Nordamerika die ersten Montessori-Modellschulen.

Vor allem die Selbstständigkeit des Lernens bleibt ihr wichtig. So ist sie davon überzeugt, dass man Kinder nicht daran hindern dürfe, wenn sie vor der Schulzeit lesen und schreiben lernen wollen. Gern berichtete sie von einem Erlebnis in der Casa dei Bambini. Sie gab einem Jungen ein Stück Kreide, damit er damit Kreise zeichne, und es kam – wie Montessori schildert – zu einer »Explosion des Schreibens«: »Der Kleine sah mich an, lächelte, blieb einen Augenblick stehen, als sei er nahe daran, vor Freude zu platzen. Dann rief er: ›Ich schreibe, ich schreibe‹, und auf den Boden gebeugt, schrieb er *mano* und weiter, von Begeisterung gepackt: *camino*, dann *tetto*. Während er dies tat, hörte er nicht auf zu rufen: ›Ich schreibe! Ich kann schreiben!‹, und zwar so laut, dass darauf hin die anderen Kinder angerannt kamen [] und verblüfft zusahen. Zwei oder drei sagten mir ganz aufgeregt: ›Die Kreide, ich schreibe auch‹, und begannen in der Tat verschiedene Wörter zu schreiben [] Sie alle schrieben zum ersten Mal, sie schrieben ein ganzes Wort, genau wie sie ein ganzes Wort sagten, als sie zum ersten Mal sprachen.«

Überall in Europa werden jetzt Montessori-Gesellschaften gegründet. Die Ärztin und Pädagogin ist ständig unterwegs zu Kongressen, auch in Amerika. Sie hat enormen Erfolg, obwohl sie keine einzige Fremdsprache beherrscht und immer eine Dolmetscherin braucht.

Wie die Gemeinde wächst, scharen sich Schülerinnen um sie, manche verehren sie leidenschaftlich. Daraus entstehen oft schwierige Situationen, denn wie so viele Meister kann sie es nur schwer ertragen, wenn Schüler sich emanzipieren und eigene Wege gehen...

Mussolini schätzt ihre Pädagogik, die Nazis schließen ihre Schulen

1916 lockt eine neue Unternehmung. In Barcelona bietet sich ihr die Möglichkeit, ein eigenes Zentrum zu gründen mit Modellschule und einem internationalen Institut zur Ausbildung von Lehrern. Ihr gefällt die neue Umgebung, sie wird dort bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs leben und von Spanien aus ihre vielen Vortragsreisen unternehmen, begleitet stets von Mario.

Während ihr Ruhm überall in Europa zunimmt, vor allem in Holland und England, schwindet allerdings ihr Einfluss in Italien selbst. Das ändert sich erst, als sie 1924 die Bekanntschaft Benito Mussolinis macht. Der Diktator, in jungen Jahren Lehrer von Beruf, verpflichtet von 1926 an italienische Schulen auf Montessoris Methode.

Was für eine bizarre Koalition: hier die Frau, der nichts wichtiger ist als die Freiheit – nicht nur des Kindes! –, und dort der Führer der italienischen Faschisten, der das Land seinem grausigen Regime unterwirft. Doch der Duce will um jeden Preis »Modernität«, und Montessori ist modern. 1932 allerdings wird sie aufgrund eines Vortrags in Genf, der sich für die Friedenserziehung einsetzt, des Antifaschismus überführt; von da an ist das Verhältnis zu Mussolini gestört. In Deutschland wird ihre Pädagogik nach 1933 verboten, Montessori-Schulen müssen schließen.

Im Jahr 1939 beginnt das letzte Abenteuer im Leben der Pädagogin. Von Amsterdam aus, wo sie seit ihrem Weggang aus Barcelona lebt, reist sie für einige Monate nach Indien, begleitet von Mario. Sie will Vorträge halten und Seminare leiten, wie immer. Da beginnt der Zweite Weltkrieg, und der Weg zurück bleibt ihr versperrt. Erst 1946 sieht sie Europa wieder.

Noch fünf Jahre lang ist sie tätig. Zuletzt, da hat sie bereits die 80 erreicht, geht sie auf eine anstrengende Vortragsreise durch Skandinavien. Liebevoll wird sie von ihrem Sohn unterstützt – und dessen (zweiter) Ehefrau, einer sehr wohlhabenden Holländerin, die der Unermüdlichen, nun ja, auch den tagtäglichen Luxus ermöglichen kann, den sie so sehr braucht.

Am 6. März 1952 stirbt Maria Montessori während eines Urlaubs in Noordwijk aan Zee. In ihrer letzten Schrift hat sie ihr Prinzip noch einmal formuliert: »Die Verteidigung des Kindes, die wissenschaftliche Erkenntnis seiner Natur, die Proklamation seiner sozialen Rechte« müssen die Grundlage jeder Erziehung sein. Ein Leitsatz, der heute gewiss nicht mehr so revolutionär klingt wie zu Zeiten der Prügelpädagogik, der aber dennoch von seinem Wert nichts verloren hat.

Die Autorin ist Literaturwissenschaftlerin und lebt in Bonn

© DIE ZEIT, 04.01.2007 Nr. 02